



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Als ich die Kapelle verließ, um Pater Justinus zu begegnen, stand die Sonne schon hoch am Horizont, und die Glocken läuteten das neue Jahr ein. Helle Glöckchen mischten sich in das dumpfe, feierliche Getöse der großen Domglocken.

Ein wahrer Jubel erfüllte die Luft! —

Ohne viele Worte zu wechseln, schritt ich neben Pater Justinus einher. —

Das alte Jahr klang in meiner Seele aus. — Was wird das neue bringen? —



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Berlin, 21. November 1909

(Landsberg=Soldin. Der neue Etat. Zum Kieler Wertprozeß.)

In dem neumärkischen Reichstagswahlkreise Landsberg=Soldin hat eine Ersatzwahl stattgefunden. Noch ist die Schlacht nicht endgiltig entschieden; es muß eine Stichwahl stattfinden.*) Aber die Ergebnisse der Hauptwahl geben wieder zu denselben Feststellungen Anlaß, an die wir jetzt nachgerade schon gewöhnt sind. Sie lassen sich mit wenigen Worten kennzeichnen: Herabsinken der Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen, Abnahme der konservativen, Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen. Gewiß könnte das unter Umständen daraus erklärt werden, daß sich die Verhältnisse im Wahlkreise — sei es durch besonders starke Veränderungen in der Bevölkerungszahl, sei es durch andre, bestimmt nachzuweisende Umstände — völlig anders gestaltet haben. Das ist aber im vorliegenden Falle kaum anzunehmen. Denn die Wahlziffern zeigen eine auffällige Ähnlichkeit mit denen von 1903 in ihrer Gesamtsumme, nur daß rund 2000 Stimmen, die wir jetzt auf der Seite der Liberalen und Sozialdemokraten wiederfinden, damals auf der konservativen Seite standen. Bei den Wahlen von 1907 hatten wir ein ganz anderes Bild. Die Gesamtsumme der abgegebenen Stimmen war um rund 3300 in die Höhe geschneelt; die Konservativen hatten einen Zuwachs von nahezu 2400, die Liberalen von etwa 1400. Dafür hatten die Sozialdemokraten etwa 500 Stimmen eingebüßt. Jetzt weist die Zahl der abgegebenen Stimmen gegen 1907 ein Weniger von etwas über 3000 Stimmen auf, aber die Konservativen haben allein ungefähr 4300 verloren, die Sozialdemokraten dafür 1100 gewonnen. Die etwa 200 Stimmen, die bei dieser Rechnung noch als Differenz erscheinen, stellen den bescheidenen Gewinn der Liberalen dar. Übersetzt man dieses Zahlenbild in Worte, so ergibt sich folgendes: Der nationale Aufschwung von 1907 hatte viele Wähler, die sonst der Wahlurne fernbleiben, veranlaßt, ihre Pflicht zu tun. Sie kamen in diesem Wahlkreise vornehmlich der konservativen Partei, zu einem Kleinern auch den liberalen Parteien zugute. Der Sozialdemokratie wurde nicht unerheblich Abbruch getan. Infolgedessen siegte der konservative Kandidat in der Hauptwahl. Dieser glänzende Erfolg ist durch die Erfahrungen des letzten Jahres zerstört worden. Man ist wieder auf dem Standpunkte der vorletzten Wahl. Wir haben wieder eine starke Partei der „Nichtwähler“, aber die konservative Partei hat einen schweren Verlust erlitten, und die Sozialdemokratie zieht aus der Lage den größten Nutzen.

Wäre das ein vereinzelter Fall, so wäre man ja mit dem Urteil darüber bald fertig. Aber es tritt deutlich zutage, daß diese Wahrscheinungen der Ausdruck einer weitverbreiteten Stimmung sind. Stellenweise wird es hoffentlich glücken,

*) Aus der inzwischen erfolgten Stichwahl ging der konservative Kandidat als Sieger hervor.
Die Reb.

sie zurückzuhalten und ein Bündnis der bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokraten zustande zu bringen. Das scheint bei der Wahl in Halle der Fall zu sein, wo nach vielen Fährlichkeiten eine Verständigung gelungen ist.

Mittlerweile hat die Norddeutsche Allgemeine Zeitung — wie alljährlich, wenn der Entwurf des Reichshaushaltsetats den Bundesrat passiert hat — das Wichtigste aus dem neuen Etat zu veröffentlichen begonnen. Man erkennt aus den mitgeteilten Ziffern das Bestreben, die äußerste Sparsamkeit walten zu lassen, aber es zeigt sich auch, daß der Reichsverwaltung Aufgaben gestellt sind, die ohne steigenden Aufwand nicht zu lösen sind. Wie sich die Gesamtlage der Finanzen dabei darstellt, wird später wohl noch zu erörtern sein, wenn genauere Angaben darüber bekannt sind.

Noch immer hat der Prozeß wegen der Unterschleife an der Kieler Werft nicht sein Ende erreicht, und es ist begreiflich, daß die Presse während dieser Verhandlungen immer wieder zur Kritik der Verwaltung angeregt wird. Neuerdings scheint sich diese Kritik zu Angriffen gegen die Reichsmarineverwaltung und den Admiral von Tirpitz verdichten zu wollen. Was an dieser Auffassung berechtigt ist, läßt sich aus den mangelhaften Einblicken, die die Berichterstattung über den Prozeß gewährt, durchaus noch nicht übersehen. Wenn man aber einfach den Vergleich mit der Verwaltung der Landarmee zieht, so muß denn doch gesagt werden, daß dieser Vergleich nur mit Vorsicht durchzuführen ist. Ein modernes Schiff ist doch in einem ganz besondern Sinn eine Welt für sich, gar nicht in eine Reihe zu stellen mit einer Feldtruppe, auch nicht mit den kompliziertesten Kriegsmitteln, über die eine moderne Armee verfügt. Die Bedingungen, unter denen ein in Dienst gestelltes Kriegsschiff zu existieren und zu wirken hat, sind so eigenartig, daß dieses komplizierte und von allen gewöhnlichen Zusammenhängen losgelöste Sinecuregreifen technischer und wirtschaftlicher Bedürfnisse tatsächlich nirgends sonst eine Parallele findet. Die Werft ist das große Reservoir, in das vom Lande alles zusammenfließen muß, was die Schiffe zu ihrer Ausrüstung, Reparatur, Verproviantierung, und was es sonst noch geben mag, brauchen. Aufgaben von so umfassender Art, die eine Verbindung mit dem ganzen nationalen Markt fordern, gibt es in der Armee überhaupt nicht. Dort kann das rein Technische viel sauberer abgetrennt werden; andrerseits verbindet sich die Tätigkeit der Behörden, in denen die reinen Verwaltungszwecke mehr zentralisiert sind, viel einfacher mit den praktischen wirtschaftlichen Aufgaben, die die Unterhaltung und Ausbildung der Truppe fordert, und bei denen die untern Truppenbefehlshaber mitwirken. Man stelle sich vor, daß alles, was eine Truppe braucht und jemals brauchen kann, statt wie jetzt bei den Truppen verwaltet zu werden, an einzelnen Plätzen aufgestapelt werden müßte, und daß nun von Zeit zu Zeit eine Anzahl von Truppenteilen so ausgerüstet werden müßte, daß sie allein längere Zeit in einer Wüste hausen und mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit Krieg führen sollte. Dann würde es vielleicht möglich sein, die Tätigkeit der Werftverwaltung mit einer solchen Art von Armeeverwaltung zu vergleichen. Nun ist es ja möglich, daß die Verwaltung an gewissen Kardinalfehlern leidet. Die bisherigen Eindrücke scheinen der Vorstellung recht zu geben, daß unsre Marineverwaltung vielleicht von vornherein zu sehr der Neigung nachgegeben hat oder — wohl richtiger — hat nachgeben müssen, die gewohnten Verwaltungsformen der Militärverwaltung zum Muster zu nehmen. Im Staat und im Heere Preußens regiert eigentlich noch heute König Friedrich Wilhelm I.; es sind seine — natürlich in vielen Beziehungen praktisch und vernünftig gewandelten — Grundsätze, auf denen das ganze System aufgebaut ist. Das ist gewiß nicht zum Schaden des Staates gewesen. Aber in der modernen Werftverwaltung geht das nicht. Da müssen andre Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Dieses Urteil muß freilich zunächst mit aller Vorsicht und jedem Vorbehalt ausgesprochen werden. Aber die Verfehlungen oder die Unfähigkeit einzelner

Beamten scheinen vielfach durch ein System hervorgerufen oder begünstigt worden zu sein, das die Art der Rechnungskontrolle möglichst andern Verwaltungszweigen anzupassen suchte. Ganz natürlich! der Rechnungshof des Deutschen Reiches stand ja doch im Hintergrunde, und nach dieser Rücksicht mußte alles eingerichtet werden. Nun wird wohl mit eisernem Besen gekehrt und die Verwaltung vornehmlich nach praktischen Rücksichten reformiert werden. Der Anfang dazu ist gemacht worden. Im übrigen ist von Ereignissen der Woche kaum besonders zu verzeichnen. Mit Spannung geht man der Reichstagsöffnung entgegen; darauf richtet sich alle Aufmerksamkeit, und erst dann wird der politische Kampf wieder in voller Stärke entfesselt werden.

Ekstase. Es ist ein allgemein bekanntes Gesetz, daß jede der polaren Kräfte, deren Spiel wir das Univerſum nennen, in dem Maße, wie sie selbst hervortritt, ihre Gegenkraft hervorruft. Je entschiedener sich unsre Zeit, oberflächlich gesehn, dem Diesseits zuwendet, je mehr das Leben ein Kampf der wirtschaftlichen Interessen wird, die Wissenschaft sich die vollkommene Kenntnis und Beherrschung unsers Planeten zum Ziele setzt, je allgemeiner die Naturphilosophen das Jenseits leugnen, desto fanatischer werden die Frommen, denen große Volksmassen anhängen, desto üppiger wuchern die religiösen, die okkultistischen, die buddhistischen Sekten, desto leidenschaftlicher suchen edle Seelen, die aller Reichtum des heute so reichen Diesseits leer läßt, den so oft schon totgesagten Gott. Diesen Gottsuchern hat Eugen Diederichs in seinem Verlag einen weiten Sprechsaal eröffnet. In einem seiner Kataloge schreibt er: „Als Paul Leroux seinen Aufsatz *Dieu* dem Herausgeber einer der bedeutendsten Zeitschriften anbot, antwortete ihm dieser: *La question de Dieu manque d'actualité*. Heute ist die religiöse Welle zu einer Stärke angeschwollen, die jedes Debattieren über ihre Berechtigung überflüssig macht. Es handelt sich vielmehr darum: soll sie im Sande verlaufen, oder soll sie zu einem fruchtbringenden Maß für die deutsche Kultur werden?“ Der letzte derer, die in diesem Sprechsaal das Wort genommen haben, ist Dr. Martin Buber. Er veröffentlicht „*Ekstatische Konfessionen*“. In zwei tief sinnigen Einleitungen bekennt er für seine Person, daß es ihm bei dieser Sammlung nicht um die Erklärung der außerordentlichen Phänomene zu tun war, daß ihn auch nicht ihre ästhetische Seite interessiert, sondern allein das Bekenntnis selbst: die Tatsache, daß es Menschen gibt, die mitten in der Wirnis und im Fluß der Erscheinungen das Wesen der Dinge erfassen, die es zu einem wirklichen, vollkommenen Ich bringen, die Einheit dieses Ich, und damit die der Welt, beides in Gott projizierend, erleben. Das Wesentliche dieser Erlebnisse, das bei Orientalen und Okzidentalern dasselbe ist (Buber hat von diesen, namentlich von den Klosterleuten des Abendlandes, eine reichlichere Auswahl aufgenommen als von jenen), kennt wohl jeder Leser aus Büchern über indische und christliche Mystik. Man findet aber bei Buber vieles, was nicht bloß Variation dieses Einen ist, und was solche lebhaft interessieren wird, denen an der wissenschaftlichen Erklärung der mystischen Erscheinungen mehr liegt als an ihrer religiösen Bedeutung. Dahin gehören jener Hujain al Halladsch, der in Bagdad hingerichtet wurde, weil er gesagt hatte: ich bin Gott (er meinte es pantheistisch), und der Neophyt Dewekul, dem sein Meister Molla-Schah durch Hypnose Visionen suggeriert. Ferner interessante Fälle von mystischer Erotik bei Klosterleuten und die, wie es scheint, evangelische Anna Better, deren Visionen von Eheerlebnissen und Schwangerschaften beeinflusst, zum Teil hervorgerufen werden. Außer dieser und Jakob Böhme werden noch zwei Ekstatische evangelischen Glaubens vorgeführt: Elie Marion, den seine innern Erlebnisse bewegen, sich den Kamisarden anzuschließen in dem Kriege gegen den grausamen Protestantenverfolger Ludwig den Bierzehnten; er wurde einer ihrer Anführer; und der Niederländer Gemme Hayen. Diesem erschließt sich in der Verzückung der richtige Sinn des Bibelworts und vor allem die Wahrheit,

daß die Seligkeit nicht von der Zugehörigkeit zu einer Kirche oder Sekte abhängt. Die „Konfessionen“ werden vielen als Erbauungsbuch dienen; für den Mann der Wissenschaft sind sie ein wertvoller Beitrag zur Religionsgeschichte. C. J.

Neue Napoleon=Literatur. Unter den genialen Menschen, deren Wesen sich nie erschöpfen läßt und den, der sich mit ihnen beschäftigt, immer wieder überrascht und vor neue Rätsel stellt, nimmt ohne Frage Napoleon den ersten Rang ein. Man kann ganze Bibliotheken über ihn lesen, ohne zu ermüden; seine gewaltige Persönlichkeit verliert nicht einmal an Zauber, wenn man sie durch die Brille seiner Gegner betrachtet, und zeitgenössische Memoirenwerke dürfen ohne weiteres auf das allgemeinste Interesse rechnen, sobald die Gestalt des großen Korsen in ihnen auftaucht. Die beste Quelle einer intimen Kenntnis dieses merkwürdigen Mannes ist und bleibt jedoch seine Korrespondenz. Zu den zahlreichen Ausgaben seiner Briefe gesellt sich soeben eine neue, die unter dem Titel „Briefe Napoleons des Ersten in drei Bänden, Auswahl aus der gesamten Korrespondenz des Kaisers, herausgegeben von F. W. Kircheisen“ im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart zu erscheinen begonnen hat (jeder Band geh. 5 $\frac{1}{2}$ Mark, geb. 7 Mark). Der jetzt vorliegende erste Band umfaßt die Korrespondenz von 1784 bis 1801 und bringt alle einigermaßen wichtigen Schreiben, von dem Briefe des um die Karriere seiner Brüder besorgten Fünfzehnjährigen an einen seiner Onkel in Ajaccio an bis zu der geharnischten Epistel an den Minister Talleyrand, worin sich der Erste Konsul über den von seinem Bruder Lucien Bonaparte mit Portugal abgeschlossenen Friedensvertrag beklagt, „der für ihn ein so unerwarteter Schlag und eine so glänzende Niederlage ist, wie er sie nie in seiner amtlichen Laufbahn erfahren hat“.

So verschieden diese Briefe nach Inhalt und Stil sind, sie verraten doch alle das Genie des Mannes, dessen Werdegang ohne Beispiel ist. Wenn er als Zwanzigjähriger seiner Mutter über die Genesung von einer schweren Krankheit berichtet und daran anknüpfend die Finanzen Frankreichs bespricht und schließlich über die politische Lage Europas referiert, so erkennt man schon, daß man es hier nicht mit einem Durchschnittsleutnant zu tun hat. Es ist psychologisch außerordentlich interessant, zu sehen, wie der junge Bonaparte an seiner korsischen Heimat und an seiner Familie hängt, und wie er zugleich schon mit seinem Geiste die ganze Welt umspannt, wie er den Jargon der Freiheitsmänner spricht und dabei die ganze Bewegung der Revolution als kühler Beobachter durchschaut und die Instinkte der Massen als Faktoren in seine Berechnungen einstellt, wie er in den Berichten von den Schlachtfeldern Italiens, Ägyptens und Syriens an das Direktorium die Tatsachen für sich reden läßt und mit den wechselnden Erfolgen den Ton seinen Vorgesetzten gegenüber ändert, bis schließlich er es ist, der Befehle erteilt und durch seine Forderungen und Rügen die Machthaber in Paris zur Verzweiflung bringt. Für jede Situation findet er die entsprechende Form des Ausdrucks; je nachdem es der Augenblick verlangt, schreibt er im schwülstigsten Pathos oder im knappsten Depeschentstil. Bald droht er, bald schmeichelt er, bald rasselt er mit dem Säbel, bald beteuert er seine Friedensliebe und beklagt die Opfer, die der Krieg koste. Die Oberhäupter der Staaten Europas packt er bei ihrer schwachen Seite, versichert ihnen, daß er ihr einziger wahrer Freund sei, und spielt sie kaltblütig gegeneinander aus.

An die mohammedanischen Würdenträger schreibt er als Mohammedaner und beginnt mit Wendungen aus dem Koran: „Gott ist gnädig und barmherzig! Gott verleiht, wem er will, den Sieg; er hat niemand Rechenschaft darüber zu geben. Die Völker müssen sich seinem Willen unterordnen! Es gibt keinen andern Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet!“ Er drückt ihnen seine Befriedigung darüber aus, daß sich das revolutionäre Frankreich durch die Abschaffung des Christentums dem „muselmanischen Glauben genähert“ habe und, „wie es der Islam

vorschreibt“, glaube, daß es nur einen Gott gibt. Und den Pfarrern der Stadt Mailand sagt er, er sei überzeugt, daß die römisch-katholische Religion die einzige sei, die „einem geordneten Staat wahres Glück verschaffen“ und dem Menschen „eine sichere, unfehlbare Aufklärung über seinen Ursprung und sein Ende geben“ könne.

Wenn er, besonders bei offiziellen Schreiben, auch Wert darauf legt, als ausübendes Organ der Staatsgewalt und als überzeugter Republikaner zu erscheinen, so verrät doch zweierlei immer wieder den künftigen Imperator: sein rein persönlicher Haß gegen England und sein Verhältnis zu den Soldaten. Wie merkwürdig ist zum Beispiel die Mahnung, mit der er bei der Übergabe des Oberkommandos der in Ägypten stehenden Armee an den General Kléber den an diesen gerichteten Instruktionsbrief schließt! „Die Soldaten, die ich Ihnen anvertraue, schreibt er, sind alle meine Kinder; sie haben mir jederzeit, selbst inmitten ihrer größten Entbehrungen, Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben; erhalten Sie sie in diesen Gefühlen. Das sind Sie der ganz besondern Hochachtung und Freundschaft, die ich für Sie empfinde, sowie der Anhänglichkeit, die ich meinen Soldaten entgegenbringe, schuldig.“

Die Einleitung zum ersten Bande dieser mustergiltigen Sammlung gibt eine bibliographische Übersicht über die bisherigen Ausgaben der Korrespondenz Napoleons und verbindet damit eine Charakteristik seiner Arbeitsweise und speziell seiner Methode, Briefe zu schreiben und zu diktieren.

In demselben Verlage sind zugleich mit dem hier besprochenen Buche die Memoiren des Generals Marcellin Marbot (3 Bände geh. 13 $\frac{1}{2}$ Mark, geb. 16 $\frac{1}{2}$ Mark) in zweiter Auflage erschienen. Marbot war unter den Generalen Napoleons ein Spätling; seine militärische Laufbahn hatte er erst 1799 angetreten, dann aber bis zur Schlacht bei Waterloo fast alle kriegerischen Operationen mitgemacht. Er starb erst am 16. November 1854. Infolgedessen mutet er uns moderner an als alle übrigen Napoleonischen Heerführer. Er erscheint in seinen, übrigens brillant geschriebenen, Memoiren als ein durchaus objektiver Beobachter der Zeitereignisse und als ein ungewöhnlich gebildeter Mann, der, obwohl Franzose mit Leib und Seele, doch auch dem Charakter anderer Nationen gerecht wird, und aus dessen Darstellung überall die edle Menschenfreundlichkeit und die glückliche Heiterkeit sprechen, die ihn vor seinen zum Teil berühmteren Waffengenossen auszeichnen. Dieses Memoirenwerk ist eines der interessantesten der an Lebenserinnerungen doch gewiß nicht armen Periode.

J. A. S.

Sir William Ramsay, Vergangenes und Künftiges aus der Chemie. Deutsch herausgegeben von Professor Wilhelm Ostwald. (Leipzig, 1909, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.)

Wer mit Interesse die mannigfachen Bestrebungen unsrer Zeit, Wissenschaft und Volk einander zu nähern, verfolgt, wird mit Bedauern erkennen, daß unsre geistigen Führer fast ausnahmslos allen diesen Dingen „kühl bis ans Herz hinan“ gegenüberstehn. Und läßt sich wirklich einmal einer herbei, in Rede oder Schrift direkt der Allgemeinheit gegenüberzutreten, geschieht es meist von so hoher Warte aus, daß für beide Teile nichts dabei herauskommt. Unsre Gelehrten verstehn es nicht, sich dem Auffassungsvermögen der großen Menge anzupassen, oder — wollen es vielleicht auch nicht verstehn aus Furcht, sie könnten sich damit etwas vergeben. Wie grundfalsch ist das! In England beispielsweise, dem klassischen Lande der Naturwissenschaften, haben es die Großen, und zwar die allseitig anerkannten Großen nie verschmäht, persönlich vor das Volk zu treten, um über die Ergebnisse ihres Schaffens zu berichten. In der noch heute existierenden Royal Institution hat ein Davy, ein Faraday volkstümliche Vorträge gehalten, mit einer solchen Fülle von Experimenten und so sorgfältig vorbereitet, als hätte er das größte Forum von Fachkollegen vor sich.

Daß auch der Engländer von heute seine großen Vorbilder nicht verleugnet, beweist Sir William Ramsays Buch. Dieser Mann, dem es kaum wie einem zweiten vergönnt war, in den Aufbau des Weltalls einzubringen, und der so manches, was die Natur den Menschenblicken sorgsam entzog, aufdeckte und entschleierte, plaudert gewandt und fesselnd in einer Sprache, die wohl jeder Gebildete versteht, von sich und andern. In buntem Reigen ziehen zunächst die bedeutenden englischen Gelehrten Boyle, Cavendish, Davy, Graham, Black und Lord Kelvin vorüber, denen sich als einziger Ausländer der Franzose Berthelot anschließt. Nicht ihre Arbeiten allein, sie selbst erstehn uns aus vielen kleinen Zügen, und der Roman, den schließlich jedes Menschenleben bildet, wir leben ihn mit durch von Anfang bis zu Ende. Dann führt er uns im Fluge durch die Werkstätten der großen Entdecker und Erfinder auf dem Gebiete der Chemie und weist uns in den Gang der Ideen ein, die zum Erfolge führten. Und daran schließen sich Abhandlungen über alle jene Neuerscheinungen, die im Brennpunkte des Interesses stehen, sowie über die eigenartigen Anschauungen, die wir auf Grund dieser Erscheinungen über die Struktur und den Aufbau der Materie heute hegen. So reihen sich die geistvollen Essays über Bequerelstrahlen, den Aufbau und die periodische Anordnung der Elemente, das Radium und seine Produkte, das Wesen der Elektrizität und die Aurora Borealis aneinander. Immer weiß Ramsay etwas eignes, fesselndes zu sagen, so wenn er die Wirkungen in einem galvanischen Element mit den Vorgängen bei der Dömoje vergleicht, oder wenn er, ausgestattet mit allem Rüstzeug, das Chemie und Physik zu bieten haben, der Natur des Nordlichts beizukommen sucht. Am interessantesten ist er freilich da, wo er von seinen eignen Arbeiten erzählt; von seiner Entdeckung des Argons, Heliums, Neons, Kryptons und Xenons. Man ist dabei aufs höchste überrascht, zu sehen, daß nicht der Zufall eine solche Entdeckung einem in den Schoß spielt, sondern daß sich meist die Voraussage der Existenz eines neuen Elements als letztes Glied eines Ideenschlusses ergibt, und daß Suchen und Finden eines solchen das Ergebnis zielbewußter Gedankenarbeit ist. Auch auf die Krone seiner Lebensarbeit kommt Ramsay selbstverständlich zu sprechen, auf die Entdeckung, daß sich die Radiumemanation in Helium verwandelt, mit der er den alten Traum der Alchimisten im Prinzip verwirklicht. Mit einer ebenfalls ungemein interessanten Betrachtung über die Funktionen der Unversität, die anscheinend durch Unterhaltungen mit seinem ihm eng befreundeten Übersetzer Wilhelm Ostwald entstanden ist, da sie lebhaft an dessen Ideen, wie er sie in den „Großen Männern“ darlegt, erinnert, schließt das Ganze.

Es wäre wohl zu wünschen, daß Ramsays Buch auf unsre Gelehrtenkreise anregend wirkte. Einen Größern haben auch wir nicht. Also — was einem Ramsay recht ist, kann unsern Forschern billig sein. Schließlich hat der Deutsche doch ebensoviel Berechtigung wie der Engländer, aus dem Munde des Berufsten von den großen Fortschritten zu hören, die die Wissenschaft der Kultur beschert. Heinz Bauer

Eine Reise durch die deutschen Kolonien. Herausgegeben von der illustrierten Zeitschrift Kolonie und Heimat. Erster Band: Deutsch-Ostafrika mit zwei Karten und 169 Abbildungen, darunter 23 ganzseitigen Bildern. 5 Mark. Verlag Kolonialpolitischer Zeitschriften, G. m. b. H., Berlin. Dem zwar noch jungen, aber um so erfolgreichern Verlag ist es zu danken, daß ein hervorragend volkstümliches Anschauungs- und Belehrungsmittel jetzt im Buchhandel erscheint, das geeignet ist, besonders auch in den breiten Massen unsers Volkes das so notwendige Verständnis für unsre Kolonien zu wecken und zu erhalten. Es ist eine Bilder Sammlung mit erläuterndem Text, der von dem Schriftleiter der Zeitschrift Kolonie und Heimat und kolonialen Mitarbeiter der Grenzboten Rudolf Wagner unter Mitwirkung von Professor C. Uhlig ausgearbeitet ist. In der Tat ist der vorliegende Band Ostafrika, wie der Titel besagt, eine Reise durch diese Kolonien, die ein vollkommen

erschöpfendes Bild bietet, wie es „da draußen“ aussieht. An der Hand von prächtigen, hervorragend ausgeführten Bildern führen wir die Reise aus. Eine kurze Übersicht orientiert über die Reisewege, die Reisekosten, die Beschaffung der Ausrüstung und gibt die erforderlichen Winke, bis sich der Reisende an Bord des Dampfers befindet. Wir werden kurz unterrichtet über die Anlaufhäfen Rotterdam, Southampton, Vissabon, Tanager, Marseille, Neapel, Port Said, den Suezkanal mit seinem interessanten internationalen Verkehr, Suez und über das zu gewissen Monaten fürchterlich heiße aber um so weniger „rote“ Meer. Wir lernen den stark besetzten englischen Stützpunkt Aden kennen, die lebhafteste Handelsstadt Mombassa, die prachtvolle Insel Sansibar, und dann steuert der Dampfer der deutschostafrikanischen Küste zu. Zwei gute Karten unterstützen die Orientierung wesentlich. Wir sehen in anschaulichen Bildern die Korallenküste mit ihren Riffen, mit ihren im Winde rauschenden Palmen, die arabischen Segelfahrzeuge, Dhau genannt, die Fischerbevölkerung bei ihrer Beschäftigung. Eine Bahnfahrt bringt uns vom Hafen Tanga aus nach Usambara, dem blühenden Plantagenbezirk in gesunder Gebirgslage. Eine Fahrt auf der Zentralbahn bringt uns zum steilen Ulugurugebirge mit seinen reichen Glimmergruben und in das gesunde und fruchtbare Usagarahochland. Wir sehen den gewaltigen Kilimandjaro mit seinem unter ewigem Schnee und Eis begrabnen Gipfel, den über 6000 Meter hohen Kibo und weiter westlich die steile ostafrikanische Bruchstufe. Die weiten, oft wasserarmen Steppen zwischen Tabora und Muanza am Viktoriassee durchqueren wir mit einer langen Trägerkolonne. In Usukuma sehen wir die charakteristischen Landschaften mit ihren gewaltigen aufgetürmten Felsblöcken. Die Bewachung des Landes lernen wir in einer Anzahl Charakterbäumen kennen, Affenbrodbaum, Randelabereuphorbie, Dornbaum, Leberwurstbaum, sowie die verschiedenen Palmenarten. Die hauptsächlichsten Vertreter der Tierwelt werden in vorzüglichen Tieraufnahmen gezeigt, Löwe, Leopard, Hyäne, Krokodil, Elefant, Nashorn und Flusspferd, verschiedene Antilopenarten, Zebra und Büffel, schließlich die mannigfaltige Vogel- und Insektenwelt, unter diesen die hauptsächlichsten Schädlinge. Die Nutztiere sind besonders behandelt. Die Abhandlung über die Bevölkerung nimmt einen großen Raum ein. Wir lernen kennen die handelskundigen, schlauen Znder, die ernsten, würdevollen Araber, die tapfern Wahege, die die Expedition Belewsky im Jahre 1892 vernichteten, die tüchtigen Wangoni, die Wafonde mit ihren Lippenscheiben, die urindustriellen Wagogo, die freien Söhne der Steppe, die Massai und unser tüchtigstes Arbeiter- und Trägermaterial, die Wanjamwesi und Wassukuma, sowie die durch Körpergröße ausgezeichneten Watussi. Die Wohnstätten der Eingebornen sehen wir in ihren charakteristischsten Formen, Stiebelhütte, Rundhütte, Tembe mit Erddach und den mit Kuhmist gedichteten Massai-Kral. Das einheimische Handwerk ist besonders erläutert und dargestellt, Töpfer, Köcherfertiger, Flechtwerkfertiger und Schmied. Die Schutztruppe führt uns ihre Übungen auf dem Exerzierplatz und im Gelände vor. Die Tätigkeit der Missionen erhält ihre verdiente Würdigung und eingehende Besprechung. Die Hauptstadt Dar-es-Salam ist durch eine Reihe trefflicher Aufnahmen vorgeführt, ebenso Tanga und die andern hauptsächlichsten Küstenplätze Kilwa, Mitindani, Vindi, Pangani. Es schließen sich an die Hauptniederlassungen im Innern Morogoro, Mpapua, Kilimatinde, Moschi, Aruscha, Tabora. Tabora, wohl die spätere Hauptstadt der Kolonie, erfährt besonders eingehende Besprechung, ebenso wie Muanza, ein Haupthandelsplatz am Viktoriassee und Ujidi am Tanganikasee. Wir lernen das Leben auf „safari“ kennen und seine Romantik schätzen, dort wo der Bahnbau noch in ferner Zukunft liegt und nur der Mensch, der Träger als Lastenbeförderungsmittel in Betracht kommt. Wege- und Bahnbau sind entsprechend ihrer Wichtigkeit ausführlich behandelt, ebenso der wirtschaftliche Teil, der Anbau von Baumwolle, Sisal, Gummi, Kakao, Kaffee, die Bewertung von Nughölzern und der Bergbau.

Das vorzüglich ausgestattete Werk bietet in Bild und Wort ein klares und erschöpfendes Bild unsrer Kolonie Deutsch-Ostafrika und möge in keinem deutschen Hause fehlen, in dem das Interesse für unsre Kolonien geweckt oder wach gehalten werden soll.

U. Fonck, F. Hauptmann a. D.

Sappho. Von Hermann Steiner. Verlag von Eugen Diederichs in Jena. Über die Lebensverhältnisse der lesbischen Dichterin Sappho wissen wir nur wenig. Desto mehr hat man ihre Gedichte mißdeutet, um über ihr Wesen allerlei — ich möchte sagen — perfide, unwahre Gerüchte zu verbreiten. Schon die griechischen Komiker trieben ihre derben Späße mit der lesbischen Liebe der Dichterin. Trotzdem der bedeutende Philologe Welcker schon am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts eine Ehrenrettung der Dichterin unternahm, sind die Verdächtigungen auch heute nicht verstummt, ist das Vorurteil nicht überwunden. In seiner eingehenden, alles Quellenmaterial heranziehenden Schrift unternimmt Steiner mit Glück aufs neue eine Ehrenrettung. Eine natürliche Zeit ließ die Menschen auch natürliche Empfindungen des Wohlgefallens an einem schönen Körper, der Zärtlichkeit für ein holdes Wesen natürlich aussprechen. Das wundervolle innige und psychologisch tiefe Gedicht, das Sappho zum Abschied einer jungen Freundin, die einem Manne in die Ehe folgt, gewidmet hat, ist nicht sexuell zu deuten. Sapphos Liebe zu Phaon, dem vielleicht ein Jugenderlebnis zugrunde liegen mag, ist symbolisch zu deuten, sie ist das unstillbare Verlangen der Menschenseele, die Sehnsucht nach einer himmlischen Liebe. Mag dies der Sinn des Mythos sein: ist es nicht viel natürlicher, auch diese Liebe natürlich zu erklären? Ist nicht auch die reife alternde Frau einer zärtlichen, ja leidenschaftlichen Liebe fähig? Augenscheinlich hat sich die Dichterin, die kluge und feine Frau, auch später einer entsagenden Seelenstimmung hingegeben und die tiefe Ruhe des Gemüts wiedergefunden, sodaß Schicksal und Tod ihrem Frieden nichts anhaben konnten. Wenn wir alles dies bedenken — und dieser Eindruck wird durch Steiners vortreffliche Ausführungen bestätigt —, so sollten wir diese edle Frau, in der sich vor Jahrtausenden Menschentum und Menschengestalt in so unmittelbarer Weise offenbarten, in hohen Ehren halten. Hans Benzmann

Eduard Mörike. Sämtliche Werke. Herausgegeben vom „Kunstwart“ durch Karl Fischer. Mit Bildern, Handschriftenproben und Noten. München, Georg D. W. Callwey. Nachdem von Mörikes Werken in den letzten Jahren mehrere wohlfeile Ausgaben erschienen waren, ist es ein Wagnis, noch eine neue Ausgabe der Öffentlichkeit anzubieten. Doch scheint diese neue Ausgabe, die sich allerdings nur an den Liebhaber wendet, erst die rechte, des Dichters durchaus würdige, geworden zu sein. Sie schließt sich den Ausgaben gewisser Klassiker, die angesehene Verlagsbuchhändler in den letzten Jahren veranstaltet haben, zum Beispiel den Neuausgaben von Novalis und Hölderlin im Verlage Eugen Diederichs, Jena, in jeder Beziehung als eine gleich vollkommene, in Ausstattung ähnlich vornehme an. Der Band der Mörikeausgabe präsentiert sich in seinem weißen Pergamentgewande und in seinem schönen und klaren Druck, in der feinen Art des verwandten Papiers ungemein geschmackvoll und künstlerisch originell und harmonisch. Welche Freude hätte der in jeder Beziehung künstlerisch fein gestimmte Mörike an diesen sechs Bänden, die sein ganzes Lebenswerk enthalten, gehabt! Auch inhaltlich will die Neuausgabe manches neue bieten, unter anderm enthält sie bisher noch ganz unbekannte Gedichte, ein bisher ungedrucktes Dramolett, das Bruchstück eines religiösen Romans. Im einzelnen sei folgendes hervorgehoben: Dem ersten Bande ist eine Einleitung vorausgeschickt, die in Mörikes Leben und Dichten einführt, seine Lyrik würdigt und seinen lyrischen und epischen Stil charakterisiert. Der Text der im ersten Bande enthaltenen Gedichte deckt sich genau — nur Rechtschreibung und Satzzeichen sind dem neuesten Gebrauch angepaßt — mit der Ausgabe letzter Hand. Der zweite Band bietet nach einer kurzen, instruirenden Einleitung eine Nachlese

der Gedichte. Hier zeigt sich der Herausgeber mit Recht besonders vorsichtig und pietätvoll: er hat Gedichte nicht aufgenommen, die Mörike selbst der Veröffentlichung und Erhaltung nicht für wert hielt. Auch sonstige ganz unwesentliche Augenblickslyrika wurden weggelassen. Der dritte Band bringt zwei Dramolette, das Singspiel „Die Regenbrüder“. Anhangsweise hat der Herausgeber die „Wispeliaden“ beigelegt, die den Mörikefreunden gelten und bis jetzt fast sämtlich unbekannt waren. Dann folgen Märchen und Erzählungen. Den vierten Band beginnt „Das Stuttgarter Hugelmannlein“, es folgen „Mozart auf der Reise nach Prag“, Mörikes Selbstbiographie bis zum Jahre 1834 usw. Der fünfte und sechste Band enthalten den „Maler Kolten“. Mit besonderer Freude begrüßen wir die beigegebenen Reproduktionen nach fast sämtlichen Bildnissen Mörikes, nach Bildnissen seiner Gattin, seiner Töchter usw. (am Schluß des sechsten Bandes). Die bekannten Zeichnungen Schwinds zu Märchen und Gedichten von Mörike sind dem ersten und vierten Bande angefügt.

Hans Benzmann

Hansstaengls Malerklassiker. Unter diesem Titel gibt der Kunstverlag von Franz Hansstaengl in München seit 1905 ein nach Galerien geordnetes Abbildungswerk heraus, eine Anordnung, die zweckmäßiger ist als die nach Malern, weil sie ein mannigfaltigeres und schon in wenigen Bänden ein verhältnismäßig vollständigeres Bild gewährt als die andern, deren Bändezahl schon sehr groß sein muß, wenn sie auch nur die bedeutendsten Maler umfassen soll. Außerdem hat das Hansstaenglische Werk die Vorzüge eines großen Formats und einer technisch vortrefflichen Ausführung der nach eigens für dieses Unternehmen gemachten photographischen Aufnahmen hergestellten Reindrucke und, nicht zum wenigsten, einen sehr niedrigen Preis. Jeder Band mit über zweihundert Abbildungen in Großoktav kostet, in Leinen gebunden, zwölf Mark, jedes Bild also etwa fünf Pfennige. Die seither erschienenen Bände enthielten die Münchner ältere Pinakothek, die Londoner National Gallery, die Galerien im Haag und in Haarlem, die Dresdner Galerie, das Amsterdamer Reichsmuseum und die Kasseler Galerie. Dazu kommt jetzt ein siebenter Band mit den Hauptbildern der Petersburger Eremitage. Diese ungemein wertvolle Sammlung war bisher wenig bekannt. Erst seit einigen Jahren existiert ein guter amtlicher Katalog, der auch einige Abbildungen enthält. Der neue Band der Hansstaenglischen Malerklassiker gibt deren 239. Die Petersburger Sammlung ist zunächst reich an Werken von Rembrandt, Rubens und Murillo. Von andern Künstlern besitzt sie hervorragende Stücke, so von Raffael die Madonna Constabile und die aus dem Hause Alba, von Claude Lorrain die „Tageszeiten“, von Ruissdael die Waldlandschaft mit dem Sumpf, von Paul Potter den Wolfshund und den Meierhof, der nach einer ungenierten Kuh seinen anstößigen Namen führt. Endlich findet sich in der Eremitage noch eine große Menge sogenannter interessanter Bilder, das heißt solcher, die verschiedenen Urhebern zugeschrieben worden oder die durch ihre Verwandtschaft mit berühmten Werken anderer Sammlungen merkwürdig sind. Dahin gehören beispielsweise die Judith Giorgiones, eine Anbetung der Könige von Sandro Botticelli, eine Kreuzigung von Perugino, Lionardos Madonna Litta oder auch das dem Francesco Melzi zugeschriebene Blumenmädchen. Daß endlich erlesene Stücke aus der französischen Malerei des achtzehnten Jahrhunderts in einer russischen Sammlung nicht fehlen dürfen, ist selbstverständlich. Damit sei der anziehende Band allen Liebhabern von feinerem Geschmack warm empfohlen. Hoffentlich bringt uns der hochverdiente Verlag nun auch bald die Gemälde des Prado.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Da die Redaktion vom 1. Januar 1910 an nach Berlin übersiedelt, sind auch jetzt alle Zuschriften, die sich auf neue Artikel beziehen, dorthin zu richten, und zwar nach Berlin S.W. 11, Bernburger Straße 22^a/23.

Die Schriftleitung